

### Besprechungen

#### Weiterentwicklung oder Auslaufmodell? Systemtheoretische Ansätze in der Journalismusforschung – eine Sammelrezension

**Stefan Frerichs**  
**Bausteine einer systemischen Nachrichtentheorie**  
Konstruktives Chaos und chaotische Konstruktionen  
Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000. – 446 S.  
ISBN 3-531-13505-8

**Martin Löffelholz (Hrsg.)**  
**Theorien des Journalismus.**  
Ein diskursives Handbuch  
Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000. – 579 S.  
ISBN 3-531-13341-1

**Stefan Weber**  
**Was steuert Journalismus?**  
Ein System zwischen Selbstreferenz und Fremdsteuerung  
Konstanz: UVK, 2000. – 200 S.  
(Reihe Forschungsfeld Kommunikation; 12),  
ISBN 3-89669-293-3

Einer Theorie zu bescheinigen, dass sie (bereits) den Mainstream der Forschung ausmacht, ist ein ambivalentes Kompliment. Zum einen wird der betreffenden Theorie damit zugeschrieben, dass sie einen wichtigen Platz einnimmt, zum anderen ist es nicht gerade intellektuell anregend, den Mainstream zu bilden – man will doch lieber zur Avantgarde gehören. Die Systemtheorie hat sich zweifelsohne in der Journalismusforschung etabliert. Ob sie diese tatsächlich dominiert, lässt sich nur schwer beurteilen, denn das würde bedeuten, dass sich die Mehrheit der WissenschaftlerInnen diesen Ansatz einverleibt hat und andere Paradigmen nur (noch) einen minoritären Status haben.

In der Journalismusforschung könnte man durchaus zu diesem Eindruck gelangen, allerdings resultiert er daraus, dass vor dem Aufkommen der Systemtheorie dieses Gebiet ziemlich untheoretisch beforscht wurde. Praktisch im Alleingang hat Manfred Rühl seit Ende der 60er Jahre die Systemtheorie in die Journalismusforschung eingeführt und in der Folgezeit einige Redaktionsstudien angeregt. Ab Mitte der 70er Jahren knüpfte Siegfried Weischenberg

daran an. Dominierendes Paradigma blieb jedoch die empirisch-analytische Verhaltenstheorie, wie sie von den Mainzer Kommunikationswissenschaftlern Hans Mathias Kepplinger und Wolfgang Donsbach in zahlreichen Studien vertreten wurde. Eine breite Übernahmewelle der Systemtheorie rollte erst im Gefolge des Funkkollegs „Medien und Kommunikation“ zu Beginn der 90er Jahre an. Nicht nur Weischenberg selbst und nach wie vor Rühl blieben im Geschäft, sondern etliche Dissertationen vertieften den systemtheoretischen Ansatz.

Anfang des neuen Jahrzehnts ist die Zeit reif für eine Bilanz, und dafür eignen sich die drei im Folgenden näher vorzustellenden Publikationen. Insbesondere stellt sich die Frage, ob die Entwicklung der mittlerweile etablierten Systemtheorie stagniert und einen saturierten Stillstand erreicht hat oder ob sie sich weiterentwickelt und möglicherweise sogar konkurrierende Paradigmen einbeziehen kann. Um es vorwegzunehmen: Die konstruktivistische Systemtheorie ist noch lange nicht am Ende ihrer Erklärungskraft, sondern durchaus in der Lage, sich intern auszudifferenzieren, Kritik konstruktiv zu verarbeiten und Fehler zu beheben.

#### 1. Stefan Weber: Was steuert Journalismus? Ein System zwischen Selbstreferenz und Fremdsteuerung

Die Monografie von Stefan Weber mit dem absichtlich doppeldeutigen Titel „Was steuert Journalismus?“ zeugt von einem Unbehagen mit einigen Prämissen und Konsequenzen von Systemtheorie und Konstruktivismus. Es mag eine eigenwillige Interpretation des gleichermaßen theoretisch ambitionierten wie empirischen Forschungsberichts sein, wenn man die Studie in erster Linie als Versuch auffasst, die Defizite der Systemtheorie im empirischen Bereich zu beheben, aber von hier aus lassen sich viele Anstrengungen Webers plausibel machen. Für Weber ist die Systemtheorie Luhmanns zu voraussetzungsreich und zugleich zu restriktiv. Die asymmetrische Modellierung von System und Umwelt sperrt seiner Auffassung nach zu viele Fragestellungen aus bzw. vorentscheidet ihre Beantwortung. Wenn ein (soziales) System von vornherein als autopoietisch und autonom bestimmt wird, dann kann eben dies nicht mehr empirisch überprüft (und gegebenenfalls kritisiert) werden. Weber deutet sichtbare Trends

des Journalismus als Indizien für eine mögliche Entdifferenzierung des Journalismus, für die Aufhebung seiner Autonomie und Autopoiese. Dazu zählen die zunehmende Orientierung am wirtschaftlichen Kriterium der Profitabilität, die Anreicherung journalistischer Berichterstattung mit Unterhaltungselementen oder auch die organisatorische Vermischung der journalistischen Redaktion mit der Anzeigenabteilung, um nur einige Faktoren zu nennen.

Sein Vorschlag: Wenn die theoretische Modellierung mit weniger Prämissen belastet wird, kann sie empirisch offener sein. Dazu ergänzt er Luhmanns Systemtheorie mit Rodrigo Jokischs Distinktionstheorie. Diese lässt offen, ob mit einer symmetrischen *Differenz* oder mit einer asymmetrischen *Unterscheidung* gestartet wird. Sie umfasst als Systemelemente neben Kommunikation (auf der gesellschaftlichen Ebene) auch Entscheidungen (auf der organisatorischen Ebene) sowie Handlungen und Erfahrungen (auf der Akteursebene) und ist insofern (vermeintlich?) empiriefreundlicher. Luhmanns Autopoiese-Verständnis ist binär (dichotom), unempirisch, weil nicht messbar, sondern schon vorausgesetzt, und unzeitlich, weil nicht evolutionär. Diese Probleme lösen sich auf, wenn Autopoiese graduell verstanden wird: Es gibt dann ein Mehr oder Weniger, was a) messbar ist und b) historisch-evolutionär differenziert werden kann.

Allerdings – und hier setzt meine Kritik ein – benennt Weber die Kosten dieser prämissenarmen Variante der Systemtheorie nicht. Der Verweis auf einen zirkulären Konstitutionsprozess von Theorie, Method(ologi)e, Empirie und Praxis scheint mir für die Problemlösung nicht ausreichend, weil in der Forschungspraxis die Zirkularität unterbrochen werden muss (und auch ständig wird!). Wenn wir für die Erforschung des Journalismus mit einer (theoretischen) Distinktion starten, wie sollen wir dann Journalismus definieren (also aus seiner Umwelt ausgrenzen), wenn nicht asymmetrisch, also perspektivisch einseitig bzw. aus einer Richtung. Die (empirische) Erforschung von Journalismus setzt immer bereits ein (theoretisches) Vorverständnis von Journalismus voraus. Es mag sein, dass Luhmanns Systemverständnis zu wenig offen ist für empirische Forschung, aber der Umkehrschluss, eine völlig offene Theorie zu entwickeln, ist meines Erachtens illusionär. Wenn Weber etwa beobachtet, dass Journalismus eher nach ökonomischen

Profitabilitätskriterien seligiert als nach genuin journalistischen Kriterien, setzt er mit dieser Unterscheidung (und nicht Differenzierung?) die Autopoiese des Systems Journalismus voraus, sonst würde er etwas anderes beobachten. Es ist wahrscheinlich eine Paradoxie in Luhmanns Theorie, dass es soziale System gibt oder eben nicht, dass sie autopoietisch und autonom sind oder nicht (logische Dichotomie) und dass sie sich trotzdem entwickelt haben müssen (empirische Gradualität). Diese Paradoxie auf Kosten der einen (nämlich theoretischen) Seite aufzulösen, überschätzt meines Erachtens die Möglichkeiten der Empirie – darauf komme ich weiter unten zurück. Trotzdem ist die Motivation Webers, sich mit der Empirieferne Luhmanns nicht abzufinden, verständlich.

Ein anderer Vorschlag, mit dem Dilemma umzugehen, lautete seinerzeit<sup>1</sup>, Autopoiese und Autonomie sowohl theorieologisch als auch empirisch zu verstehen und die Begriffe damit zu verdoppeln. Grundlage dafür war die grundlegende Differenz (in Jokischs Sinn nicht Unterscheidung) von Theorie und Empirie, deren Überbrückung logisch nicht bruchlos, sondern nur per plausibler Inferenz erfolgen kann. Autopoiese im theoretisch-logischen Bereich kann demzufolge nicht identisch sein mit Autopoiese im empirischen Bereich. Dass Weber diesen Vorschlag ablehnt, ist aus seiner Position konsequent, aber meines Erachtens mit zu vielen theoretischen Folgekosten verbunden. Jede Empirie belastet die Theorie mit logischen Problemen, in den meisten Fällen nur deren Peripherie, aber in Form der methodischen Operationalisierung auch das Zentrum.

Neben der Ergänzung der Systemtheorie mit der Distinktionslogik geht es Weber auch darum, den (radikalen) Konstruktivismus um eine non-dualistische Erkenntnistheorie zu erweitern. Der Grund liegt darin, dass der Konstruktivismus die Richtung des realistischen Dualismus nur umdreht, aber nicht aufhebt. Während im (hypothetischen) Realismus davon ausgegangen wird, dass die (objektive) Welt die Erfahrungen schafft, behauptet der Konstruktivismus, dass die Erfahrung die Welt erschafft. Die non-dualistische Philosophie Josef Mitterer will auf solche Polarisierungen

---

<sup>1</sup> Vgl. Scholl, Armin; Weischenberg, Siegfried (1998): Journalismus in der Gesellschaft : Theorie, Methodologie und Empirie, Opladen, S. 51 ff., 147 ff.

völlig verzichten, um damit ontologisierenden Vorstellungen zu entkommen. Zur Realität wird eine konsequent agnostische Haltung eingenommen. Über eine unerkennbare Wirklichkeit wird nichts gesagt, nicht einmal, dass sie unerkennbar ist, denn wie sollte ich das wissen? Ziel einer solchen nochmaligen Radikalisierung des Konstruktivismus ist die Auflösung dieses konstruktivistischen Paradoxes und die Freisetzung des Konstruktionsbegriffs für die empirische Forschung.

Ich stimme mit Weber überein, dass viele Konstruktivisten begrifflich dem Dualismus noch ein wenig verhaftet sind. Allerdings sollte auch hier an mögliche Folgekosten gedacht werden. Die non-dualistische Erkenntnistheorie ist wie der radikale Konstruktivismus eine typische Beobachtung zweiter Ordnung. Beobachter erster Ordnung sind dagegen in erster Linie Realisten. Das Beharren von (vielen) Journalisten an der objektiven Wirklichkeit und der wahrheitsgemäßen Berichterstattung ist ein Beleg dafür; in zynischen oder selbstkritischen Momenten sind sie sich der Konstruiertheit ihrer Fakten bewusst. Konstruktivismus und Realismus bewegen sich demzufolge nicht auf einer logischen Ebene, deswegen muss ihre Kontroverse auch unentscheidbar sein. Die Rede, dass alle Beobachtung Konstruktion sei, ist deshalb nicht tautologisch, weil die Konstituenten der Konstruktion unterschiedlich sind. Konstruktivismus ist der Startpunkt der Beobachtung (zweiter Ordnung), der dazu dient, verschiedene Konstruktionsmechanismen (empirisch) zu erforschen. Es ist kein performativer Widerspruch, dass diese Erforschung selbst wieder eine Konstruktion ist, sondern es ist nur eine reflexive Selbstanwendung. Die Verlagerung des Konstruktionsbegriffes auf die Beobachtung erster Ordnung, um ihn damit zu gradualisieren, beraubt ihn seiner kritischen (soll man sagen dekonstruktivistischen?) Funktion und suggeriert, dass es sich dabei um Erfindungen, bewusste Fälschungen (wie im Boulevardjournalismus) und dergleichen handelt, während der repräsentationistische Journalist (etwa einer Qualitätszeitung) subjektiv wahrhaftig berichtet. Diese Verlagerung des Konstruktionsbegriffs in das subjektive Bewusstsein verschenkt jedoch seinen logischen Wert. Der Dualismus wird in der non-dualistischen Philosophie nur nach unten gereicht in den Bereich der Beobachtung erster Ordnung, bleibt aber dort beste-

hen. Deshalb bedeutet Heinz von Foersters Satz, dass die Erfahrung die Welt erzeuge, auch keine bloße Umkehrung der realistischen Präferenz für die objektive Welt, weil der Weltbegriff der Realisten und der (radikalen) Konstruktivisten völlig unterschiedlich ist. Die Welt ist bei von Foerster nicht der Gegenpol zur Erfahrung, sondern dessen Produkt.

In diesem Zusammenhang ist die Analogie Webers zum Agnostizismus interessant: Ist der Agnostiker nicht doch ein praktischer Atheist, weil nur der Gläubige gläubig ist, während der Agnostiker und der Atheist beide ungläubig sind, nur aus verschiedenen Gründen? Der Streit zwischen Konstruktivisten und Non-Dualisten ist in (forschungs-) praktischer Hinsicht irrelevant, wenngleich theoretisch interessant. Gemeinsam ist die (praktische) Ablehnung des Realismus, auch wenn dieser angeblich nur hypothetisch oder kritisch ist.

An diesem Punkt endet die theoretische Arbeit Webers noch nicht, denn er unternimmt einen klassifikatorischen Ordnungsversuch zur Integration der verschiedenen systemtheoretischen Ansätze. Sein Vorschlag zur theoretischen Flurbereinigung mündet in eine zweifache Hierarchisierung der Modellierung von Systemen: Die interne Hierarchisierung sieht vor, Systeme auf mehreren Ebenen zu beobachten: Akteure bzw. Interaktionen, Organisationen, Produkte (Texte), Gesellschaft. Das Ziel besteht auch hier in der theoretischen Vorbereitung empirischer Forschung. Die externe Hierarchisierung ordnet die unterschiedlichen Systemmodellierungen von Luhmann, Marcinkowski, Kohring/Hug, Blöbaum und anderen Autoren. Auf der obersten oder abstraktesten Ebene differenziert er das System Medienkommunikation gegen interpersonelle Kommunikation aus, danach Publizistik als Subsystem der Medienkommunikation gegen Öffentlichkeit und auf der gesellschaftlich konkretesten Ebene Journalismus gegen andere publizistische Formen (PR, Werbung, Unterhaltung usw.). Hierarchisierungen haben gegenüber additiv-hierarchischen Ordnungen den Vorteil, dass sie informativer und damit für Forschungszwecke konkreter sind.

Allerdings sehe ich in dem Ordnungsversuch einige konkrete Schwierigkeiten: Mit der abstrakten Modellierung des Systems Medienkommunikation handelt sich Weber auch noch die medienvermittelte Individualkommunikation (Telefon, E-Mails usw.) ein. Diese lässt

sich in den disjunktiven Untereinheiten der Publizistik und Öffentlichkeit nicht wiederfinden, denn sie sind ja private Kommunikation. Inwiefern kann Öffentlichkeit Produkt von und gleichzeitig Bedingung für Publizistik sein, wenn beiden Subsystemcharakter zugeschrieben wird? Wieso wird ferner Öffentlichkeit in Publikum und andere Öffentlichkeiten und das Publikum wiederum in aktuelles und potenzielles Publikum unterteilt? Wieso wird dem Leistungssystem Journalismus ein aktuelles *und* ein potenzielles Publikum gegenübergestellt? Die hierarchische Klassifikation scheint logisch nicht zwingend zu sein. Wahrscheinlich genügt doch allein eine unterscheidungstheoretische, asymmetrische Modellierung von System und Umwelt dem Kriterium logischer Konsistenz. Verschiedene Systemmodellierungen müssen wohl ferner heterarchisch bleiben, weil die Problembestimmungen zu unterschiedlich sind. Die von Weber aufgeführten Autoren behandeln eben unterschiedliche Probleme, sodass ihre Modellierungen nicht ineinander überführbar und hierarchisierbar sind. Die theoretische Modellierung muss allein dem Forschungszweck folgen, alle ambitionierteren Versuche nehmen logische Inkonsistenzen – meines Erachtens ohne Not – in Kauf.

Der empirische Teil der Studie besteht aus einer standardisierten Befragung von 522 österreichischen Journalisten. Weber stellt einige Fragen, die ermitteln sollen, ob der Journalismus sich selbst steuert oder fremdgesteuert ist. Die Fragen sind nicht notwendig dem systemtheoretischen Paradigma verhaftet, sondern könnten auch in einem verhaltenstheoretischen Kontext gestellt werden. Insofern muss ihre systemtheoretische Interpretation immer erst begründet werden. Besonders begründungsbedürftig sind mehrere Selbsteinschätzungsfragen, weil diese scheinbar eher auf das Bewusstsein journalistischer Akteure zielen als auf systematische Parameter. Zwar ist es nicht prinzipiell falsch, von den Befragten Einschätzungen zu verlangen, allerdings dürfen diese nicht vage sein wie etwa die Frage danach, wie viel Prozent der behandelten Themen auf journalistischen oder virtuellen Quellen basieren. Außerdem macht Weber eine Menge von Aussagen über zeitliche Unterschiede, obwohl die Befragung eine Querschnittsuntersuchung ist. Die expliziten Fragen nach Unterschieden zwischen früher und heute sind dagegen erneut eher vage und in ihrem Wert begrenzt.

Insgesamt betont Weber mehrfach die Differenz zwischen tatsächlichen Phänomenen der Heteropoiesierung und dem subjektiven Bewusstsein, das die Journalisten davon haben, aber eine Überbrückung dieser Differenz wird nicht argumentativ hergestellt. So ist auch das Oszillieren zwischen Selbst- und Fremdsteuerung weniger ein empirischer Befund als eine (sinnvolle) theoretische Behauptung. Umgekehrt sind einige systemtheoretische Interpretationen der Daten nicht zwingend, wenngleich nahe liegend. Dennoch gibt die Studie eine Menge von Indizien für die Richtigkeit *systemtheoretischer* Analysen. Interessant erscheint aus einer Metaperspektive, dass empirische Forschung, wenn sie aus systemtheoretischer Warte durchgeführt wird, nicht nur zu anderen Ergebnisinterpretationen führt, sondern dass sich das Verhältnis von Theorie und Empirie ebenfalls verändert. Die Kopplung wird nicht mehr einseitig wie im Kritischen Rationalismus zugunsten der Empirie interpretiert, wonach theoretische Behauptungen verifiziert oder falsifiziert werden, sondern ist beidseitig und wechselseitig begründungsbedürftig.

## 2. Stefan Frerichs: Bausteine einer systemischen Nachrichtentheorie – Konstruktives Chaos und chaotische Konstruktionen

Einen empirisch wesentlich bescheideneren Anspruch als Webers Studie hat die Abhandlung von Stefan Frerichs über die journalistische Nachrichtenproduktion. Der Autor ist Journalistik-Wissenschaftler und tätiger Journalist. Seine Beobachtungen sind nicht streng methodisch kontrolliert, sondern Reinterpretationen des journalistischen Alltags aus der Perspektive des (radikalen) Konstruktivismus und der Chaostheorie. Mit dem Konstruktivismus verabschiedet er sich in struktureller Hinsicht von repräsentationistischen Vorstellungen, wonach journalistische Nachrichten (mehr oder weniger gut) eine außerjournalistische Wirklichkeit abbilden bzw. dazu in der Lage seien. In prozessueller Hinsicht impliziert die Chaostheorie eine Abkehr von linearer Aussagenproduktion hin zu nicht-linearen Zusammenhängen bei der Entstehung von Nachrichten.

Interessant ist dabei, dass sich Frerichs explizit von Luhmanns Systemtheorie absetzt und soziale Systeme personal definiert. Damit argumentiert er a) nicht auf der Makro-Ebene funktionaler Gesellschaftssysteme, sondern auf der

organisatorischen Meso-Ebene und konzipiert b) nicht Kommunikationen, sondern Kognitionen und Handlungen als Basiseinheiten von Systemen. Dass dies nicht unproblematisch ist, werde ich weiter unten erörtern.

Nach der „Grundsteinlegung“, die in das gesamte Buch einführt, baut er die beiden „Ecksteine“ der Chaostheorie und des Konstruktivismus auf. Beide Kapitel sind so klar und übersichtlich geschrieben, dass man sie hervorragend als Lehrbucheinführung benutzen kann. Der Autor definiert alle Begriffe sehr verständlich und hat dafür penibel recherchiert – sogar die vollständigen zweiten Vornamen der zitierten WissenschaftlerInnen, die üblicherweise nur abgekürzt erwähnt werden.

Als „Stützsteine“ bezeichnet er die folgende Kritik der klassischen Nachrichtenforschung. Diese Kritik bezieht sich auf die Vorstellung eines linearen Nachrichtenflusses und die Konzeption objektiver Nachrichten. Oft argumentiert Frerichs *mit* bekannten Nachrichtentheorien *gegen* diese selbst. Alle Ausführungen werden ausführlich belegt und immer wieder durch Definitionen systematisiert. Auf diese Weise entsteht eine konstruktive Auseinandersetzung, welche die klassischen Theorien – diese freundlich einvernehmend – in die eigene Konzeption integriert.

Ebenfalls zu den Stützsteinen gehören die konstruktivistischen und chaostheoretischen Reinterpretationen der Nachrichtenproduktion. Im fünften und sechsten Kapitel werden die beiden Leittheorien auf den Nachrichtenjournalismus angewendet, was zunächst jedoch nur eine Begriffsübertragung und Beschreibung mit neuer Perspektive ist. Deutlich wird aber auch der Mehrwert dieser Theorien gegenüber den bisher gehandelten Theorien. Sie sind präziser und – der Autor weiß das aus seiner vielfältigen journalistischen Praxis – praxisnäher trotz ihres hohen Abstraktionsgrades. In diesen Kapiteln werden zudem populäre Missverständnisse korrigiert, etwa dass Chaos mit Zufälligkeit und folglich mit Unerklärbarkeit gleichzusetzen wäre oder dass Konstruktion Beliebigkeit von Welterzeugung impliziere. Frerichs gebraucht die Theoriebegriffe wie Unschärfe und Selbstorganisation nicht als schön klingende Wissenschaftsmetaphorik, sondern konkret als Beschreibungs- und Erklärungsinstrument. Auch dies ist ein Ausweis der Seriosität seines Vorgehens.

Die individualistische Ausgangsbasis des

Konstruktivismus führt dazu, dass auch informale Rollen und Persönlichkeitseigenschaften als Erklärungsfaktoren berücksichtigt werden (sollen). Dem Autor gelingt es, bestimmte Prozesse der Nachrichtenentstehung chaostheoretisch zu interpretieren und daraus chaostheoretische Thesen abzuleiten. Damit wird die Theorieninnovation bis zum vorletzten Schritt vorangetrieben. Was noch fehlt, ist eine Formalisierung der Thesen, die einen echten empirischen Test ermöglicht, der über die beispielhafte Illustration hinausgeht.

Immerhin bleibt Frerichs nicht bei seinen theoretischen Überlegungen stehen, die für sich genommen bereits eine Dissertation voll gerechtfertigt hätten, sondern bemüht sich um eine explorative Empirie. Für die Untersuchung der Ereignisentwicklung und die „Überprüfung“ der chaostheoretischen Thesen sammelte er das vollständige Material von sieben Nachrichtenagenturen zu einem unerwarteten Ereignis. Darüber hinaus diente ein ein- bis dreitägiger Besuch bei den Nachrichtenredaktionen von acht öffentlich-rechtlichen, vier privat-kommerziellen Hörfunksendern und von drei Nachrichtenagenturen der Beobachtung der stundenaktuellen Berichterstattung. Mit dieser Methode identifizierte er 13 Arbeitsschritte von der ersten Ereigniswahrnehmung bis zur publizierten Nachricht und klassifizierte er die Redaktionsorganisationen. Es handelt sich hierbei nicht um eine systematische Einzelfallstudie, sondern eher um einen unsystematischen Vergleich. Dem jeweils ersten, beschreibenden Teil folgt die Ableitung der Thesen. Dies ist nicht die schlechteste Art, gleichermaßen induktiv und deduktiv zu Thesen zu gelangen. Geradezu nebenbei wird der im Konstruktivismus und in der Systemtheorie so wichtige Kopplungsbegriff präzisiert, dies allerdings nicht durch eine Definition, sondern durch die qualitativen Auswirkungen der Kopplung: Koordination, Kooperation, Konsens, Konvention, Kreativität und Kontrolle.

Dennoch setzt hier die Kritik an Frerichs' Vorgehensweise ein. Die Thesen (S. 298 ff.) enthalten zumeist nicht Zusammenhangspostulate mehrerer Variablen, sondern beschreiben eher die Operationalisierungsbereiche der einen Variablen Qualität der Nachrichtenkonstruktion. Der Qualitätsbegriff als abhängige Variable wird selbst allerdings nicht definiert.

Problematisch ist ferner die oben bereits erwähnte Unterstellung einer Emergenz vom

System „Mensch“ bzw. von der Person auf das soziale System der (Nachrichten-)Redaktion, das wiederum als Teil des Systems Nachrichtenjournalismus angesehen wird. Frerichs stellt sich damit gegen das Verständnis von Luhmann und Rühl, ohne die Frage, wie der Übergang von Person zu Organisation und zu Funktionsystem möglich sei, ausreichend beantworten zu können. Wenn tatsächlich persönliche Charakteristika der Nachrichtenredakteure in einzelne Entscheidungen der Nachrichtenkonstruktion eingehen, so ist dies nicht mehr auf eben diese persönlichen Eigenschaften – und Frerichs meint hier nicht nur die berufsbezogenen, sondern prinzipiell alle individuellen Eigenschaften – zurückführbar. Der Grund dafür besteht darin, dass trotz Makrostabilität (des Journalismus) Mikrodiversität (der Journalisten als Personen!) möglich und notwendig ist. Emergenz ist gerade dadurch definiert, dass sie nicht umkehrbar ist. Es wäre schon forschungsökonomisch unmöglich, alle möglichen individuellen Eigenschaften zu erfassen, um je individuell diejenigen zu identifizieren, die in bestimmten Situationen handlungsrelevant werden könnten. Welche Persönlichkeitsmerkmale im Einzelnen eine Rolle spielen bei der Nachrichtenkonstruktion, ist nicht vorhersehbar – so müsste man mit dem Chaostheoretiker Frerichs gegen ihn selbst argumentieren. Da folglich nur wenige Variablen erhoben werden können, ist die Konzentration auf systemisch-professionelle Eigenschaften der Journalisten und der Organisationen erforderlich. Der Erkenntnisgewinn der Systemtheorie besteht gerade darin, die Mikrostrukturen der individuellen Persönlichkeit als Rauschen auszublenden und trotzdem die Makrostrukturen beobachten zu können. Persönlichkeitsmerkmale interferieren a) eher zufällig statt systematisch und b) eher punktuell statt generell. Das Hauptproblem besteht dann nicht in der Identifikation aller möglicher Einflüsse, sondern in der Auswahl der relevanten Variablen: Wie weit reichen das Geschlecht, die politische Einstellung usw. *systematisch* (= überzufällig) in systemische Abläufe hinein?

Frerichs dehnt schließlich den Anspruch seiner Studie über den analytischen Wert aus und formuliert qualitätsbezogene und ethische Implikationen aus Chaostheorie und Konstruktivismus. Dies ist keineswegs ungewöhnlich, da diese Basistheorien selbst stets den Zusammenhang zur Ethik hergestellt haben. Der Katalog,

den Frerichs zusammenstellt, deckt sich dabei durchaus in weiten Bereichen mit herkömmlichen Anforderungsprofilen, er ist jedoch theoretisch deutlich besser hergeleitet und besser an die Praxis angepasst, als dies ohne Konstruktivismus und Chaostheorie und deren Übertragung auf die Redaktionsorganisation und die Nachrichtenkonstruktion möglich gewesen wäre. Allerdings ist deutlich zu trennen zwischen der Normbegründung und der Normdurchsetzung, wie wir von Habermas lernen können. Eine Norm lässt sich nur dann durchsetzen oder anwenden, wenn es die Umstände erlauben *und* die betreffenden Normanwender die Normbegründung als solche akzeptieren. Die Akzeptanz der Norm kann man – neben einer guten Begründung – dadurch steigern, wenn man nachweisen kann, dass die Norm auch funktioniert und nicht als bloßes Ideal unerreichbar ist. Für die Journalistik und Journalismusforschung bedeutet dies, dass sie ihre normativen Vorschläge gut und verständlich begründen muss, um Resonanz im Journalismus zu erreichen. Ein Buch wie dieses ist glaubwürdig und einer verständnisorientierten Beziehung zwischen Wissenschaft und Praxis förderlich, weil es von einem Praktiker stammt, der sich die Mühe gemacht hat, theoretisch zu arbeiten, um für die Praxis einen Nutzen zu erreichen.

### **3. Martin Löffelholz (Hrsg.): Theorien des Journalismus – Ein diskursives Handbuch**

Ein sehr ambitioniertes Buch zu den aktuellen Journalismustheorien hat Martin Löffelholz herausgegeben. Es trägt im Untertitel den verblüffenden Titel „Ein diskursives Handbuch“, will also sowohl den Stand des Theoriewissens kanonisieren als auch diskutieren. Und das ist einigermaßen gelungen. Vielleicht sind nicht alle Arten von Journalismustheorien vertreten, aber alle vertretenen erhalten genug Raum. Dabei ist das Buch nicht neutral, sondern hat quantitativ wie qualitativ eine klare Präferenz für systemtheoretische Ansätze. Dies lässt sich aus dem Entstehungskontext erklären, denn die Veröffentlichung basiert auf den Ergebnissen einer Tagung der DGPUK-Fachgruppe „Journalistik und Journalismusforschung“, bei der seinerzeit (Januar 1998) ebenfalls die Systemtheorie im Mittelpunkt gestanden hatte. Allerdings geht sie weit über den Tagungsschwerpunkt hinaus und wird mit Sicherheit ein Standardwerk, das sowohl für Einführungs- als

auch für fortgeschrittene Lehrveranstaltungen wertvoll ist.

Welche Arten von Kritik werden in dem Buch an der Systemtheorie geübt? Da ist die Kritik zu nennen, die ihrerseits ihre paradigmatische Herkunft verschweigt und zu dem Eindruck verleiten könnte, dass sie über den oder jenseits der Paradigmen steht. Dies gilt für die Aufsätze von Keplinger, Esser und Haller. Ferner kommt die Kritik aus einem anderen Paradigma zu Wort, etwa in den Aufsätzen von Klaus, Lünenborg oder Renger. Dagegen stehen die Vertreter der Systemtheorie Rühl, Kohring und Görke mit beiden Beinen im Paradigma. Den anspruchsvollen Versuch der Paradigmenverbindung unternehmen Neuberger, Bucher, Raabe und Weber. Auf Webers Aufsatz will ich nicht mehr gesondert eingehen, weil die darin dargelegte Position im Wesentlichen der im oben besprochenen Buch entspricht. Die folgende Auseinandersetzung erfolgt deshalb nach dieser selbst gewählten Ordnung, die nicht der des Buches entspricht.

Beginnen wir mit denjenigen Autoren, die im Rahmen der Systemtheorie argumentieren. Der Herausgeber selbst eröffnet den Blick auf das gesamte Buch aus einer metatheoretischen und historischen Position. Dieser Artikel fasst den Theorie- und Empirie-Begriff ebenso hervorragend zusammen wie die Theoriegeschichte der Journalismus. Der didaktische Wert wird noch gesteigert durch die zwölf eingebauten Textausschnitte. Diese Eröffnungsbilanz ist deshalb unbedingt empfehlenswert für Einführungsseminare in die Journalismusforschung. Manfred Röhls zweite Einführung in die Theoriegeschichte kann durch diese Vorlage direkt auf den Wert der Systemtheorie bzw. von so genannten Supertheorien eingehen. Der Autor äußert seine Bedenken gegenüber einer Verunreinigung der Systemtheorie durch den theoriefremden Import empirischer Forschung, wenn diese auf einen methodologischen Individualismus hinausläuft. Ob und wie empirische Forschung ohne methodische Individuen möglich überhaupt ist, damit setzt sich der Autor nicht auseinander. Mit seinem Beitrag ist jedenfalls die theoretische Ausrichtung des Bandes markiert; es geht in erster Linie um systemtheoretische Modellierungen des Journalismus, denn sogar die meisten kritischen Artikel beziehen sich auf die Systemtheorie.

Auch die dritte „Einführung“, die Matthias Kohring in die Systemtheorie Lühmanns gibt,

ist hervorragend als Einführungstext geeignet. Der Zusatznutzen dieses Artikels besteht darin, dass er die unterschiedlichen systemtheoretischen Modellierungen von Journalismus, Öffentlichkeit, Publizistik und Massenmedien gegeneinander abwägt und insofern eine Art Flurbereinigung durchführt sowie den Blick frei macht für die nachfolgenden spezielleren Themen, mit denen sich systemtheoretische Journalismusforscher beschäftigen. Dass der Autor dabei nur auf den Nutzen systemtheoretischen Denkens eingeht und die Kosten ziemlich pauschal abweist, tut dem Artikel keinen Abbruch, denn die Einnahme einer Meta-Position kann an dieser Stelle des Buches (immerhin schon Kapitel 3) nicht mehr der Zweck sein. Dafür geht Alexander Görke mehr auf die theoretischen Einwände ein und weist Wege, diesen zu begegnen. In einigen Fällen erweist sich bereits der Weg (der Argumentation) als das Ziel (der Rechtfertigung der Systemtheorie); insofern sind Görkes Ausführungen ein Beleg für die theoretische Flexibilität (nicht Immunität!) der Systemtheorie; sie birgt eine Menge kreatives Potenzial.

Martin Löffelholz thematisiert das Verhältnis von Journalismus und Public Relations als ko-evolutionäre Intersystem-Beziehung. Wenn beide als Leistungssysteme von Öffentlichkeit angesehen werden und beiden die Funktion der Herstellung von Öffentlichkeit zugeschrieben wird, stellt sich allerdings die Frage nach ihrer Differenzierbarkeit. Die Ausdifferenzierung in die drei Ebenen der interaktionalen, organisatorischen und funktionalen Inter-Relationen von PR und Journalismus stellt den Versuch dar, auch anderen Ansätzen (Handlungstheorie und Steuerungstheorie) gerecht zu werden. Für nicht sinnvoll halte ich den Akteursbegriff, der Akteure als Einheit der Differenz von Bewusstsein und Organismus versteht. Akteure werden in der Handlungstheorie eher als Einheit der Differenz von Bewusstsein und Handlung modelliert, was sozialwissenschaftlich gesehen allemal anschlussfähiger ist als den Organismus einzubeziehen und die Akteure damit auf monadische Individuen zu reduzieren. Der Artikel macht deutlich, dass sich die Systemtheorie um die Integration anderer Ansätze bemühen muss, aber auch, dass dies nicht ohne Weiteres möglich ist.

Frank Marcinkowski und Thomas Bruns weisen darauf hin, dass die Ausdifferenzierung von Autopoiesis und struktureller Kopplung

nötig ist, um die scheinbar paradoxe Beziehung zwischen operativer Geschlossenheit und informatorischer Offenheit zu begründen. Wenn die Beziehung von Massenmedien (Journalismus) und Politik in der Beschaffung und strukturellen Verfestigung von Irritationschancen und Resonanzhoffnungen besteht, dann ist eine auf Kausalität und Linearität begründete Empirie ungeeignet. Die Autoren verweisen auf neue statistische Methoden neuronaler Netze und auf Klassifikationsmodelle, was sicherlich berechtigt ist. Allerdings fehlt derzeit die Kompetenz sozialwissenschaftlicher Empiriker, diese Verfahren anzuwenden oder auch nur zu verstehen. So gesehen ist etwa der Verweis auf logistische Regressionen als vermeintliche Verbesserung gegenüber linearen Regressionen einseitig, weil beide Verfahren an dem Prinzip der Kausalität festhalten. Eine Alternative bietet vielleicht die nicht-kausale Interpretation bestehender statistischer Verfahren, denn Kausalität ist diesen Methoden nicht inhärent, sondern eine wissenschaftstheoretische Zuschreibung.

Bernd Blöbaum nimmt in seinem Aufsatz eine evolutionstheoretische Perspektive ein und beschäftigt sich mit den Strukturen des Journalismus, weil nur deren historische Entwicklung beschreibbar ist, sodass man auf die Systemfunktion immerhin indirekt schließen kann. Die dringende Frage, ob sich ein Strukturwandel irgendwann auf die Funktionserfüllung des Systems auswirkt, wird am Schluss gestellt, kann aber nicht beantwortet werden. Auch Klaus-Dieter Altmeppen beschäftigt sich mit der funktionalen Autonomie des Journalismus, die nicht im Widerspruch zu verschiedenen Abhängigkeiten auf organisatorischer Ebene steht: Da funktionale Teilsysteme der Gesellschaft von Organisationen abhängig sind, bietet sich auf der strukturellen Ebene ein Einfallstor für externe Einflüsse, die als Rahmenbedingungen organisationellen Entscheidens limitierend, aber damit noch nicht steuernd wirken.

Die handlungstheoretischen Gegenvorschläge zur Systemtheorie sind ihrerseits sehr heterogen. Hans-Jürgen Buchers Verknüpfung von Binnen- und Außenperspektive, von Handlungs- und Systemtheorie wird argumentativ über Phänomene dritter Art – unbeabsichtigte Folgen individuellen Handelns – hergestellt. Dazu setzt er sich sowohl vom zu engen Handlungsbegriff Luhmanns ab als auch von Akteurstheorien, die mehr den Handelnden als die Handlung im Fokus haben. Individuelle Hand-

lungen und ihre Intentionalität müssen nicht mentalistisch interpretiert werden, sondern haben indexikalischen Charakter und dienen der Rekonstruktion von Funktionen. In einer ähnlichen Richtung geht auch Klaus-Dieter Altmeppens Analyse des Entscheidungshandels in Redaktionen als koordinierendes Handeln. Während Bucher zwischen Handlungsmuster und vollzogener Handlung differenziert, unterscheidet Altmeppen zwischen Handlungsentwurf und Handlungsvollzug. Diese Konzeption ist an Peter M. Hejls konstruktivistisches Verständnis von synreferenziellen Organisationen anschließbar, denkbar wäre auch ein Bezug zu Achim Baums an Habermas angelegte Theorie journalistischen Handelns.

Beide Vorschläge lassen sich in erster Linie auf Organisationen beziehen, wo hingegen die Beiträge von Christoph Neuberger und Johannes Raabe stärker auf das Individuum, auf den einzelnen Journalisten abzielen. Neuberger reaktiviert die Akteurstheorie unter Bezugnahme auf Schimanks systembezogene Akteurskonstellation. Meines Erachtens basiert diese Verbindung von Akteurstheorie und Systemtheorie jedoch auf dem Missverständnis, dass Systemtheorie nur routiniertes Handeln erklären könne. Die Differenz der beiden Theorien sehe ich eher durch die unterschiedlichen Bezugsdimensionen bedingt. Während die Systemtheorie Luhmannscher Prägung konsequent makroanalytisch vorgeht, bemühen sich die handlungstheoretischen Ansätze eher um eine Meso- oder Mikroanalyse. Die Verknüpfung funktioniert allerdings nicht reibungslos. Das gilt auch für Raabes Versuch, das Verhältnis zwischen dem gesellschaftlichen Phänomen Journalismus und dem (individuellen) Bewusstsein journalistischer Akteure im Anschluss an den Soziologen Wil Martens zu klären. Die Integration des theoretischen Individualismus basiert nicht zuletzt auf einem Missverständnis vom Konstruktivismus: Kognitive Autonomie wird nämlich von Raabe fälschlicherweise als Abgeschiedenheit von sozialen Einflüssen interpretiert.

Sowohl Neuberger als auch Raabe scheinen davon auszugehen, dass Akteur und/oder Bewusstsein zunächst zu trennen seien vom Sozialen. Dies ist jedoch eher eine Frage der Referenz- oder Systemebene, weniger eine kategoriale oder ontologische Differenz. Die Systemtheorie hat durch die Konzepte der Interpenetration und der strukturellen Kopp-

lung bereits den Weg der Verbindung vorgezeichnet. Dabei vereinseitigt sie konsequent den Blickwinkel, indem sie entweder vom psychischen oder vom sozialen System aus denkt und beobachtet; eine Metaperspektive hält sie dagegen nicht für möglich, ohne den Gegenstand zu reontologisieren. Aus diesem Grund bin ich skeptisch gegenüber derartigen Versuchen der Theorienintegration, weil diese nur für die Integrationsleistung werben, ohne den Preis der geringeren logischen Kohärenz zu nennen. Viel wichtiger erscheint mir dagegen die Kopplung von Theorie und Empirie als zwei nicht aufeinander zu reduzierende Programmtypen des wissenschaftlichen Systems, wie sie von Löffelholz und Marcinkowski und Bruns angedacht werden. Hier ist es in der Tat überlegenswert, ob ein methodologischer Individualismus ohne einen theoretischen Individualismus zu haben ist.

Mehr auf Konkurrenz als auf Integration setzen die VertreterInnen kulturwissenschaftlicher Ansätze. Den drei in diesem Band versammelten AutorInnen gemeinsam ist die Umstellung der Kommunikator- auf die Publikums-perspektive. So benennt Rudi Renger das Interesse der Cultural Studies dahingehend, dass dieser Ansatz sich weniger mit den journalistischen Aussagen und den Bedingungen, unter denen sie entstehen, beschäftigt, sondern vielmehr mit der Alltagsressource journalistischer Inhalte und dem kulturellen Handeln, die sich aus der Beziehung zwischen Text und Leser ergeben. Es stellt sich dabei jedoch die Frage, ob diese Interessenverschiebung nicht eher ein Ausweichen gegenüber der systemtheoretischen Journalismusforschung bedeuten, so dass die Cultural Studies eher komplementär als kompetitiv zu verstehen wären. Insofern konkurrieren die Cultural Studies überhaupt nicht mit anderen Theorien der Journalismusforschung, sondern mit Theorien im Bereich der Publikums- und Wirkungsforschung.

Margret Lünenborg nennt als konkrete Forschungslücken, deren sich die Cultural Studies annehmen wollen, vor allem die Vernachlässigung des Publikums und die Zentrierung auf politischen Nachrichtenjournalismus. Mit einer kulturwissenschaftlichen Perspektive wäre auch der europäische Vergleich sinnvoll zu bewerkstelligen. Auch hier ist zu fragen, ob die Behebung vermeintlicher Lücken nicht auf einen ganz anderen Forschungsgegenstand hinausläuft. Die Benennung offener Forschungs-

felder ist jedenfalls kein hinreichender Grund für einen Theorienwechsel. Warum sollte es mit systemtheoretischer Perspektive nicht möglich sein, Unterhaltungsjournalismus oder Unterhaltungsphänomene allgemein zu untersuchen? Dass kulturelle Unterschiede im Ländervergleich eine Rolle spielen, ist plausibel, aber wie dominierend diese im Vergleich zu anderen Unterschieden sind, bleibt zu klären. Dehnt man allerdings den Kulturbegriff so weit aus, dass alles Kultur ist, dann ist dieser differenzlose Begriff seinerseits zu begründen bzw. dann müssen Sekundärdifferenzen eingeführt werden, die einen Vergleich überhaupt erst möglich machen.

Elisabeth Klaus reinterpreiert in ihrem Beitrag empirische Ergebnisse zur Geschlechterdifferenz im Journalismus aus der Sicht der Cultural Studies, die ihrer Meinung nach die Analyse der Machtverhältnisse ermöglichen, während Machtfragen von der Systemtheorie ausgespart oder untergeordnet werden. Frauen gelten als unterhaltungsorientierter als Männer und sind in Informationsressorts unterrepräsentiert. Da Informationsjournalismus höher bewertet wird als Unterhaltungsjournalismus und höheres Prestige verspricht, ist der Einzug von Frauen in die Nachrichtenredaktion besonders hart umkämpft, so die Autorin. Allerdings gibt es Gegenbeispiele: Männer sind besonders im prestigearmen Sportressort sehr stark überrepräsentiert. Ebenfalls nicht erkläbar mit dieser Argumentationslinie ist der starke Anteil von Frauen in der Öffentlichkeitsarbeit. Möglicherweise sind dies Indizien dafür, dass Frauen nicht qua Geschlecht der Zugang zu bestimmten Berufssparten schwer fällt bzw. schwer gemacht wird, sondern dass sich historisch gewachsene, aber überkommene und gegenwärtige Funktionszuschreibungen überlagern. Sollten sich Frauen auch in Männerdomänen etablieren können, dann spricht vieles für die These, dass Geschlecht ein sekundäres Merkmal darstellt oder dazu geworden ist. Insofern sehe ich auch die These, dass Geschlechterdefinitionen nicht eindeutig seien und dass Geschlecht eine vieldimensionale Kategorie sei, durchaus nicht im Widerspruch zur konstruktivistischen Systemtheorie.

Ebenfalls grundlegende Kritik an der systemtheoretischen Modellierung des Journalismus üben mehrere Autoren, die scheinbar nicht aus der Perspektive eines bestimmten Paradigmas argumentieren, sondern versuchen, die ei-

gene Position jenseits von Paradigmen überhaupt zu markieren. Eine verblüffende Selbstbeziehtigung finden wir in Kepplingers Problemaufriss des Journalismus: Der Autor ist seit Mitte der 80er Jahre Systemtheoretiker, was wohl deshalb eines besonderen Hinweises bedurfte, weil in seinem Theorien-Supermarkt systemtheoretische Konzepte wie System, Autonomie und Autopoiesis unsortiert neben Personen (Journalisten), Einflüssen und Wirkungen (auf die Rezipienten) sowie Eigeninteressen (der Journalisten) platziert werden. Das „Eigeninteresse“ des Autors scheint darin zu liegen, Preise für Wissenschaftsfähigkeit zu verteilen: „Wer die Möglichkeit eines Vergleichs zwischen journalistischen Realitätsdarstellungen mit der entsprechenden Realität erkenntnistheoretisch bestreitet, bestreitet damit auch die Möglichkeit eines Vergleichs wissenschaftlicher Journalismusdarstellungen mit ihrem Gegenstand und stellt sich folglich außerhalb der empirischen Wissenschaft.“ (S. 90)

Wahrscheinlich führt dieses Wissenschaftsverständnis zu der Ansicht, dass sich zahlreiche Annahmen (hier: Hypothesen) nicht aus der Systemtheorie ableiten lassen – mit diesem an sich trivialen Pauschalurteil können Systemtheoretiker leben. Auf die daraus geschlossene reduzierte Leistungsfähigkeit der Systemtheorie und ihrer Restkategorisierung als bloßes Ordnungsschema wird man sich dagegen nicht einlassen können, denn das käme einer Selbstimmunisierung und damit Untauglichkeit der Systemtheorie gleich bzw. dem Eingeständnis, die *Systemtheorie sei nur ein Systemmodell*.

So argumentiert auch Esser in seinem Artikel (S. 134); er klassifiziert die Systemtheorie (abfällig?) als totale Theorie und führt aus: „Eine Theorie sollte immer Angaben über die Voraussetzungen und Randbedingungen enthalten, unter denen die Aussagen gelten sollen und sie sollte die Möglichkeit zulassen, Hypothesen über künftige Ergebnisse und Veränderungen zu bilden.“ (S. 138) Was beinhaltet diese Forderung anderes als das Postulat der Reflexivität, also die Auffassung, eine Theorie solle als ihr eigener Gegenstand vorkommen? Gerade die Theorien mittlerer Reichweite vermögen dies im Unterschied zu Supertheorien (und dazu gehört nicht nur die Systemtheorie, sondern zum Beispiel auch die Kritische Theorie) nicht und müssen – folgt man der Doktrin des Kritischen Rationalismus – sich selbst als Gegen-

stand ausnehmen. Am Beispiel der vergleichenden Journalismusforschung bewertet Esser die diesbezüglichen systemtheoretischen Bemühungen als wenig empiriegesättigt. Als ob dies ein Merkmal einer Theorie an sich wäre. Vielmehr hängt der Empiriegrad einer Theorie von der jeweiligen Ausarbeitung in Bezug auf die Fragestellung ab. Die Tatsache, dass eine Theorie einen abstrakten Theoriekern hat, impliziert nicht in einem Nullsummenspiel, dass ihr *deshalb* der Empirieteil fehle. Umgekehrt fehlt den (rein) empirischen Theorien mittlerer Reichweite die Grundlagenlogik – hier zum Beispiel die Entwicklung einer Theorie des Vergleichs. Einen Vergleichsmaßstab zu entwickeln, bedeutet nicht nur, empirische Gegenstände auf der Basis einer einheitlichen methodischen Grundlage miteinander in Beziehung zu setzen, sondern theoretisch (also vor der empirischen Beobachtung) bestimmte Gleichsetzungen vorzunehmen, ohne die überhaupt keine Differenzen beobachtet werden können. Nur eine reflexive Theorie ist in der Lage, die Differenz von Identität und Differenz in den Griff zu bekommen, ohne ständig dezisionistische (also nicht theorieimmanente) Begründungen anführen zu müssen. Die Theoriebrille entscheidet folglich, was als Identisches und Differentes überhaupt beobachtbar ist. Dies schmälert die Leistung einer Theorie mittlerer Reichweite nicht, zeigt allerdings, dass Systemtheorie als Supertheorie und Theorien mittlerer Reichweite auf unterschiedlichen Ebenen ange siedelt sind. Ein Theorienvergleich aus einer Metaperspektive ist nicht möglich, denn oberhalb von Supertheorien kann niemand stehen. Man wird also die Systemtheorie nur mit anderen Supertheorien vergleichen können und dabei einen (zu legitimierenden) Standpunkt einnehmen müssen. Alles andere ist Vorspiegelung einer erkenntnistheoretisch naiv-realistischen Objektivität.

Auch Haller lehnt die Supertheorie Systemtheorie ab. Der Autor beklagt sich über die Distanz zwischen Wissenschaft und Praxis („disparate Paradigmen“, S. 105), steht er doch selbst mit einem Bein hier und mit dem anderen dort. Schuld an dieser Kluft sei in erster Linie die (System-)Theorie, die sich in die falsche Richtung entwickelt habe, weil sie praxisrelevante Aspekte des Journalismus ausblende. Dies scheint eine vornehme Reformulierung seines Redebeitrages auf der Tagung der Fachgruppe zu sein. Dort hatte er gefordert, die wis-

senschaftliche Beschäftigung mit Journalismus hätte ihren Gegenstand, die journalistische Praxis, zu rechtfertigen (was man für weite Teile der PR-Forschung durchaus feststellen kann). Auch wenn dies nicht so gemeint war, dass jede einzelne journalistische Entscheidung legitimiert werden soll, impliziert die Forderung doch ein unkritisches Plädoyer für angewandte Forschung, deren Zielsetzungen außerwissenschaftlich bestimmt werden. Dazu passt auch die harmonisierte Sichtweise vom Gegenstand der Journalismusforschung, welche die Übereinstimmung zwischen den Kommunikationsabsichten der Journalisten und den Kommunikationserwartungen des Publikums ziemlich überzeichnet. In dem Artikel werden Theorieversatzstücke von Habermas verwendet (S. 114 f.), dieser wird aber nicht zitiert, auch nicht Gottschlich oder Baum, die das Konzept des verständigungsorientierten Handeln in die Journalismusforschung eingeführt haben.

Haller kritisiert die Unfähigkeit der Systemtheorie, einen Binärkode für Journalismus zu formulieren. Er bringt Beispiele für vermeintlich fehlerhafte Zuordnungen und kritisiert systemtheoretische Bemühungen als abstrakten Griff ins Leere, der „an den Realien“ vorbeiziehe. Hallers Gegenvorschläge laufen auf eine Entkleidung der (System-)Theorie von ihrem logischen Gehalt hinaus, damit sie empirisch überprüfbar sind. So ist das vergiftete Lob an die „demoskopische Unternehmung“ (S. 116) der Studie „Journalismus in Deutschland“ zu verstehen bei gleichzeitiger Kritik ihrer systemtheoretischen Argumentationsbasis. Diese Amputation hat allerdings zur Folge, dass viele empirische Ergebnisse schlechter interpretierbar gewesen wären, als dies im systemtheoretischen Rahmen erfolgte. Was Haller darüber hinaus mit der Synchronisation der formalen und materiellen Bedingungen von Theorien meint, kann man sich gut ausmalen, wenn man bedenkt, dass er als Gewährsmann Helmut Spinner, einen dogmatischen Popperianer, anführt. Es geht um die Zurechtstzung von Theorie zu einem logisch billigen Empirielieferanten, und das auf der Basis eines erkenntnistheoretisch realistischen Empirieverständnisses. Die Ablehnung eines solchen Wissenschaftsverständnisses sollte nicht in die Richtung gedeutet werden, dass wissenschaftliche Bemühungen, weil sie die Praxis nur irritieren können, deshalb eine provozierende oder disanzierende Haltung einnehmen sollen. Eine

verständigungsorientierte Herangehensweise halte ich für berechtigt und anstrebenswert, sie hat jedoch mit purer Auftragsforschung nichts zu tun, sondern sollte kritische Impulse geben.

Etwa so versteht auch Ulrich Pätzold die Aufgabe der Journalistik. Die Sollvorstellungen resultieren aus der Kombination mit anderen benachbarten Wissenschaften und beschränken sich auf realisierbare Vorschläge, versuchen also, den prägenden Charakteristika des Journalismus gerecht zu werden. Horst Pöttker überträgt solche normativen Vorstellungen auf den Journalismus selbst, wenn er ihm die Aufgabe zuweist, Öffentlichkeit herzustellen, um den als negativ bewerteten Folgen der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft entgegenzuwirken. Die aus dieser normativen Sichtweise abgeleiteten Qualitätskriterien des Journalismus seien gegenstands- und publikationsbezogen. Ähnlich argumentieren auch Hans Heinz Fabris und Barbara Thomaß; sie wollen die Qualitätsdebatte und die Ethikdebatte durch Ausdifferenzierung der Ebenen von den gesellschaftlichen Randbedingungen bis zu den journalistischen Akteuren voranbringen. Alle diese Bemühungen um Konkretisierungen sind nicht falsch, allerdings schließen sie kaum noch an den theoretischen Diskurs des gesamten Buches an. Thorsten Quandts den Band abschließende Frage nach dem Ende des Journalismus durch die Herausforderungen der Online-Kommunikation macht ein ganz neues Fass auf und will nicht so recht zum Gesamtthema passen, denn der Autor ignoriert ziemlich konsequent die im Titel seines Aufsatzes selbst gestellte Frage und beschäftigt sich mehr mit dem Erklärungswert von Theorien der Wirkungsforschung.

Kommen wir abschließend zur Kritik des Bandes: Der Theorienüberblick ist auf keinen Fall vollständig. So fehlt etwa der Ansatz der Münchner Schule um Wagner, Starkulla und deren Weiterführungen oder der kritisch-theoretische Ansatz, den Baum im Anschluss an Habermas vertritt. Bei den kulturwissenschaftlichen Ansätzen sind die Cultural Studies gleich mehrfach vertreten, wohingegen der theoretisch ambitioniertere kulturelle Konstruktivismus, den Siegfried J. Schmidt entwickelt hat und der Journalismus als makroanalytische Handlungsrolle konzipiert, unberücksichtigt bleibt.

Weiterhin werden die im fünften Hauptkapitel behandelten ausgewählten Problemfelder

nur sporadisch an die Theorieidebatte der vorigen vier Hauptkapitel zurückgebunden und die Dringlichkeit ihrer Bearbeitung wird nicht begründet, so dass ihre Auswahl etwas willkürlich erscheint. Außerdem scheint es eher ein heterogenes Restkapitel zu sein, denn die Aufsätze von Lünenborg und Klaus sind teilweise grundlegend und gehören zu den Herausforderungen der Systemtheorie. Pätzolds Definition der Journalistik ist ebenfalls eher programmatisch als anwendungsbezogen, wohingegen Quandts Frage nach dem Ende des Journalismus weniger als theoretische Herausforderung oder Weiterentwicklung denn als spezielles Problemfeld (des Online-Journalismus) anzusehen ist.

Die Einleitungen der Hauptkapitel durch Löffelholz und Quandt sind für eine Schnellorientierung hilfreich, aber fast immer zu brav formuliert, als ob sie die folgenden Artikel jeweils rechtfertigen müssten. Dabei nimmt der Herausgeber schon mutig Stellung in seinem hervorragenden einleitenden Aufsatz. Auch in dieser Doppelrolle zeigt sich der Kompromisscharakter des Buches in Konzeption (Handbuch *und* Diskurs) und Komposition (Grundlagenbeiträge *und* anwendungsbezogene Artikel), der nicht immer gelingt; dafür ist die Qualität der Beiträge zu unterschiedlich.

Ein richtiger Diskurs findet nicht statt; zwar sind viele AutorInnen sehr meinungsfreudig und regen damit möglicherweise einen Diskurs an, aber die Auseinandersetzung ist nicht wechselseitig oder mehrzügig und in der Regel noch nicht einmal die eigene Position abwägend, also auch innerhalb der Artikel nicht diskursiv angelegt. Ebenso sind die vielen handbuchtypischen Querverweise nicht immer hilfreich und notwendig, sondern scheinen vielfach automatisch erstellt worden zu sein und oft beliebig. Dennoch ist das Buch wichtig, um die Theorieidebatte auf hohem Niveau zu institutionalisieren. Und dazu ist das Buch bestens geeignet.

Armin Scholl

**Erika Fischer-Lichte / Isabel Pflug (Hrsg.)**

**Inszenierung von Authentizität**

Tübingen: Francke, 2000. – 366 S.

ISBN 3-7720-2941-8

Der vorliegende Sammelband präsentiert Forschungsergebnisse aus unterschiedlichen Teil-

projekten des seit 1996 bestehenden DFG-Schwerpunktprogramms „Theatralität. Theater als kulturelles Modell in den Kulturwissenschaften“, das sich mit der zunehmenden Bedeutung theateraler Prozesse für die europäische Kultur auseinander setzt. Vier Schwerpunkte strukturieren die Präsentation der Forschungsergebnisse in dem Buch: Begriffsgeschichte von Authentizität, Inszenierung von Authentizität in den Künsten, Inszenierung von Authentizität in den Medien und Inszenierung von Authentizität in fremden und vergangenen Kulturen.

Ausgangspunkt der Projektarbeiten des DFG-Schwerpunktprogramms bildete die mittlerweile etablierte Überzeugung, „dass sich das Selbstverständnis einer Kultur außerhalb Europas/Nordamerikas nicht nur in Texten und Monumenten formuliert, sondern auch (...) in theatralen Prozessen.“ (11) Gleichzeitig stellen neuere Entwicklungen, so die Herausgeberin Erika Fischer-Lichte, die Überzeugung vom besonderen Charakter der europäischen Kultur in Frage. „Unsere Gegenwartskultur konstituiert und formuliert sich zunehmend nicht mehr in Werken, sondern in theatralen Prozessen,“ (11) was wiederum die Überzeugung von der Unterscheidbarkeit der europäischen Kultur brüchig werden lässt. Dieses Problem der Unterscheidbarkeit bildet neben der „Debatte um Status und Begriff von Wirklichkeit“ (23) einen thematischen Schwerpunkt der laufenden Forschungsarbeiten.

Erika Fischer-Lichte arbeitet in ihrer den vorliegenden Sammelband einleitenden begriffshistorischen Übersicht grundlegende Aspekte des Inszenierungs- und Theatralitätsbegriffs heraus. Aus ihrer Sicht wird eine Verlagerung der Anwendungsbezüge im Verlauf der historischen Entwicklung erkennbar: „Was im 17. Jahrhundert der Theaterbegriff bewerstelligen sollte, scheint heute der Begriff der Inszenierung leisten zu sollen.“ (13) Grundlegende Aspekte der aktuellen Untersuchungen zur Theatralität seien: 1. Performance, 2. Inszenierung, 3. Korporalität und 4. Wahrnehmung.

Die Attraktion des Inszenierungsbegriffs liegt in seiner vielschichtigen Anwendbarkeit. Mit dem Inszenierungsbegriff lassen sich Phänomene aus ganz unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft und Kultur beschreiben. Formen der Performancekunst (Bormann, Brandstetter, Malkiewicz, Reher) lassen sich ebenso analysieren wie filmische (Meyer), musikalische